

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 9.

Montag, den 12. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

(24. Fortsetzung.)

„Erlaube, Mutterchen“, fiel ihr Eugen jovial ins Wort, Vater hat mich oft genug auf die Finger geklopft, wenn ich ihm über seine Bleistifte und Papierporräte ging, und von meinem sogenannten Ruhm ist ihm sicher nichts bewusst gewesen!“

„So? Bitte sehr! Zu mir hat er aber gesagt: „Ich — muß dem Jungen ja das ewige Pinseln und Zeichnen verbieten, denn es zieht ihn von den Schularbeiten ab, und schließlich ist kein Brett, keine Fläche und kein Blatt Papier mehr vor ihm sicher — aber Talent steckt in ihm, darauf könnte ich wetten. Wer weiß, ob er unseren Namen nicht noch mal zu hohen Ehren bringt! Und nun gar ein Altbild — und in unserer lieben Wittenberger Kirche! Wie mir der Junge das erste Wort darüber schrieb — war es nicht aus Damaskus oder aus Kairo, Eugen?“

„Ich weiß es wirklich nicht mehr, gutes Mutterchen — und wie wäre es, wenn wir dieses Thema jetzt fallen lassen?“

„Herrgott, es verdankt mir doch sicher kein Mensch auf der weiten Gotteswelt, wenn ich mich darüber freue! Und noch dazu heute und hier, wo wir von lauter lieben Freunden und guten Menschen umringt sind! Sieh dich doch nur um! All die freudestrahrenden Mienen! Die gönnen mir alleamt mein großes Doppelglück! Denn auf Oskar und sein entzückendes Frauchen bin ich reich — ich ebenso stolz wie auf dich und deine Kunst.“

„Da ist Lydia!“ sagte Eugen hastig und steuerte die kleine Mutter energisch nach der anderen Seite. „Wir müssen sie endlich begrüßen!“

„Gott — ist sie bloß schön!“ seufzte Frau Klärchen.

„Ich seh' es kommen, daß du dich doch noch in sie über Hals und Kopf verliebst, Junge! Wenn du mir schwören könntest, es nicht zu tun —“

Gutes Mutterchen — etwas leiser, wenn ich bitten darf! Solche Konfidenzen gehören nun wirklich in die vier Wände hinein! Größ Gott, Lydia! Seit der „Verlunkenen Glode“ in München hab' ich dich richtig nicht wieder gesehen!“

Sie lächelte, schüttelte ihm die Rechte, verteilte Händedrucke nach allen Seiten, denn jetzt wollte jeder-mann sie begrüßen. „Wie eine Königin, die die Cour abnimmt und Gnaden austeilt!“ dachte Mutter Klärchen aufgeregt.

„Wo kann sie herkommen, daß ihr dies fürstliche Gepräge anhaftet? Was gäbe ich darum, das zu erfahren! Aber natürlich, man wird niemals hinter dieses Geheimnis kommen. Da! Jetzt wird sie meiner Schwiegertochter vorgestellt! Jetzt begrüßt sie sich mit mir! Wer von den beiden ist die Schöner? Schwer zu sagen! Lydia hat ja ein griechisches Profil und überhaupt klassische Züge, aber was Liebreiz und Holdseligkeit betrifft, da kommt meiner süßen Gabriele keine Gleich.“

Nun, das war richtig! Das dachte wohl auch jeder, der jetzt die beiden nebeneinander sah, Peter Bur-lardts Augen feierten ein Fest. „Lydia ist wie eine Ballade“, mußte er denken, „eine Ballade mit

Schwerterklingen und Kampf auf Tod und Leben — und die andere — ach, die ist wie das holdseligste Liebesge-dicht, wie das lieblichste Volkslied, wie Morgentau, wie Weildenduft — hundert Vergleiche schöpfen diesen un-sagbaren Liebreiz nicht aus!“

Indessen maßen Gabriele und Lydia einander mit den Augen — maßen einander wie zwei Menschen, die durch andere wohl unterrichtet waren und nun zum erstenmal durch eigenen Augenschein prüfen durften. In Gabrieles offenem Gesicht lag das unbefangene Staunen eines Kindes, dem man etwas Wunderschönes versprochen hat und das nun seine Erwartungen noch übertroffen sieht. Lydia Ewert war ihr als Künstlerin wie als Privatmensch gleich interessant erschienen — sie hatte von Oskar ausgiebige Schilderungen verlangt; er hatte sie etwas ungeduldig abgewiesen: „Kindchen, du wirst ja selbst sehen! Du tust genau so, als hättest du in deinem ganzen Leben noch nie ein schönes Weib zu Gesicht bekommen!“ Mutter Klärchen freilich hatte viel berichtet — wie Lydia damals als Kind auf Wittenberge eingetroffen sei — was sie gesagt — was Frau Olga gesagt — was die ganze Umgegend gesagt habe — welche Pläne Frau Bur-lardt ursprünglich mit dem Mädchen gehabt und wie diese Pläne von Peter umgestoßen worden seien. Von Peter, der immer das Richtige trafe, der ein ganz eigenartiges Menschenkind sei, dem man es zu danken habe, daß die Welt jetzt um eine große Künstlerin reicher sei. Wie wunderbar mußte diese Lydia Ewert auf der Bühne wirken!

„Solange schon habe ich das brennende Verlangen gehabt, Sie zu sehen!“ erklärte Gabriele unbefangen und reichte Lydia ihr feines, rosiges Händchen hin. Und Lydia? Sie sah in das entzückende junge Gesicht und fand es schön und holdselig — zugleich aber ging es wie eine fremdartige Bewegung durch sie hin — wie ein Frösteln — wie ein Frösteln — wie ein Vorgefühl. Solche Regungen kamen ihr selten; sie ließ sie niemals ganz in sich aufkommen, duldet sie einfach nicht. „Was kann sie mir denn nehmen?“ dachte sie, halb erstaunt, halb ungeduldig. „Was habe ich denn fest in meinem Besitz, das mir jemand rauben könnte? Doch wohl nur meine Kunst, den Inhalt meines ganzen Lebens — die wird sie mir doch nicht nehmen können!“ Und zugleich war es wie eine Frage in ihr: „Der Inhalt meines ganzen Lebens? Wirklich? Wirklich? Ist da nicht noch etwas anderes in dir, was ebenso stark deine Seele erfüllt?“ Sie wehrte sich mit ihrer ganzen Energie gegen diese uneingestandene „Anderer“, und während sie so tat, beantwortete sie Gabrieles huldigende Anrede mit ein paar freundlichen Worten und begrüßte dann Mutter Klärchen und Oskar als „alte Freunde“ aus der Kinderzeit. Frau Klärchen fiel wie Feuer und Flamme über Lydia her, sie wollte unglaublich viel wissen und wartete auf zehn Fragen, die sie stellte, auch nicht eine Antwort ab. Hinterher äußerte sie sich un-zufrieden. „Diese Lydia — ich weiß nicht! Ist hierher-gekommen, ein armer, abgehefter, halb-tot geängstigter Flüchtling, und unsere edle, herrliche Frau Olga hat alles für sie getan, hat von des Kindes Geld keinen

Wennig genommen und hat die ganze Erziehung und Ausbildung bezahlt, von Nahrung und Kleidung ganz zu schweigen, und nun kommt sie daher mit den Allüren einer Fürstin und ist so freundlich — natürlich ist sie freundlich —, fehlt auch noch, daß es anders wäre! — Aber so mit dem Stich ins Hoheitsvolle, immer so von oben herab! Große Künstlerin! Gewiß, ich glaub' es ja, ich weiß es ja, man hört und liest es überall, aber ist mein Eugen etwa kein großer Künstler, und fällt es dem jemals ein, sich auf das Hoheitsvolle hinauszuspielen?"

Besagter Eugen stand jetzt dicht neben Lydia, und während um sie her das Gespräch in hohen Bogen ging, fragte er leise: „Zufrieden, Lydia?"

„Das Wort reicht nicht hin!“ gab sie ebenso leise zurück. „Es ist ein schönes, ergreifendes Bild, und ich werde es mir noch oft ansehen, solange ich hier bin. Aber du hast mir nichts davon gesagt, daß es eine Porträtskulptur bedeutet!“

„Hast du das gleich herausgefunden?“

„Sehr bald, und Tante Olga ist es ebenso ergangen.“

„Du wirst mir glauben“ — Eugen wurde unterbrochen, ein dicker Gutsächter aus der Nachbarschaft hatte sich an ihn herangeschlingelt und sagte ihm Komplimente wegen des prachtvollen Altarbildes. „Du wirst mir glauben“, flüsterte er hastig, nachdem er den Enthusiasten losgeworden war, „wenn ich dir sage, daß dies nicht beabsichtigt war. Mir schwebte keine Ähnlichkeit vor. Ich war mit dem Blick, mit dem Ausdruck der Augen noch nicht recht zufrieden und habe hier zu Hause — verstehst du? — hier zu Hause einiges geändert, sozusagen den letzten Pinselstrich getan. Dabei ist es mir gelungen, daß ich unbewußt diese Ähnlichkeit hineingebracht habe. Ich entdeckte es ganz zuletzt; ich hoffte, es würde dies niemand bemerken.“

„Viele werden es nicht tun, da kannst du ruhig sein! Vor allem bin ich überzeugt, daß der Betreffende es selbst nicht herausfinden wird.“

„Böhl möglich. Ich habe kaum jemals einen Menschen gesehen, der so wenig aus seiner Persönlichkeit macht wie er.“

Der, von dem sie sprachen, stand eben bei Gabriele und redete mit ihr. Ganz sachliche und eigentlich alltägliche Dinge waren es, die sie besprachen, wie es inmitten einer großen Menschenmenge so leicht vorkommt. Aber während Peter auf eine lebhafteste Frage der jungen Frau Antwort gab, hing sein Blick mit einem fast andächtigen Ausdruck an ihr, tranken seine Augen ihren Anblick in sich wie ein Wunder. Das nahm Lydia wahr, und es zog sich etwas in ihr schmerzhaft zusammen. Eine Stimme klang in ihrem Innern: „Schicksalsstunde! Wieder eine Schicksalsstunde!“

(Fortsetzung folgt.)

Sternennächte.

In diesen Nächten, die wie Glas so klar
Und ganz von Feiertag sind durchdrungen,
Wenn Taggedraus und Abendruf verklungen,
Wird dunkel-tiefes Abnen offenbar.

Nie ist so nahe die Unendlichkeit,
Der ewigen Räume innerstes Erfühlen,
Und rührt an deine Schläfen mit dem kühlen,
Nachtblauen Hauch von Traumverlorenheit.

Unzählig glühend sind die blanken Sterne
Ins Manteltuch des Himmels eingestickt,
Und jeder, welkenweit von dir entrückt,
Glänzt als ein lächelnd Lichtlein in der Ferne.

Ein winzig Teil nur des besetzten All
Und eine Welt doch, deiner Erde gleich;
Wie winzig in dem ewigen Bereich
Scheint nun der Mensch, ein windverwehter Haß.

Ein Staubborn nur nach irdischem Begreifen,
Ein weniger als Nichts nach Weltenmaß,
In Nichts zerfließt — der doch die Kraft besaß,
Mit seiner Träume erdverbundenem Schweben
Den Mantel der Unendlichkeit zu streifen.

Heinrich Heis.

Sturm und Sturmfluten an Ost- und Nordsee.

Laboe, Anfang Januar.

Das Weihnachtsfest brachte uns hier an der Kieler Bucht eine Witterung, die ganz und gar dem Wetter unserer nordlichen Otern entsprach. Das Thermometer zeigte bei heiterem Himmel und leiserer Windstille 12 bis 13 Grad über Null. Doch schon am 29. Dezember lagten graue Wolkenseeken von Südwesten heran, die Wölkchen, die besten Sturmestünder, zeigten eine besondere Unruhe, der Signalfall der Wetterwarte stieg am Rast beängstigend hoch, und ein Sturmwarnungstelegramm zeigte die Gefahr starker Südwestwinde an. Die diesigen Fischer, die ja besonders des Nachts ihrem gefährlichen Beruf nachgehen, steuerten ihre Boote tiefer in den schützenden Hafen, wo sie sorgfältig festgelegt wurden. Die Positionierung wurde von einer doppelten Wache bezogen. Gegen Mitternacht brach dann der Sturm los, der schon nach einer Stunde fast orkanartigen Charakter annahm. Der erwachende Morgen zeigte dann die Kieler Bucht und die Ostsee weiter draußen, die noch am Tage vorher ruhig und still dalagen, als einen großen, aufgerührten, brodelnden Kessel. Während hier in der Bucht der Sturm durch die Nähe des Landes seine Gewalt nicht frei entfalten konnte, griff er weiter draußen gewaltig in die Wassermassen hinein und jagte haushohe schaumgefrönte zischende Wellenberge vor sich her. Vereinzelt arbeiten sich noch hier und da Dampfschiffe, die den schützenden Hafen nicht früh genug erreicht hatten, gegen Sturm und Wellen heraus. Trotz Vordampf der Maschinen kommen sie langsam, nur langsam näher. Für Augenblicke verschwinden sie vollständig in einem Wellental, und mit klopfendem Herzen sehen die alten sturmerprobten Fischer und Loten von einer halbwegs gesicherten Stelle des Ufers dem gewaltigen Ringen zu. So mancher brave Seemann hat doch schon in Sicht des Landes in der tosenden Brandung den Tod gefunden. Doch die einlaufenden Schiffe scheinen von gutem Material gebaut zu sein und eine sichere Führung zu haben. Trotz zerrissener Reeling und eingedrückt Kommandobrücke passieren nach gut zwei Stunden die Schiffe den Friedrichsruher Leuchtturm, und die Beladung des Rettungsbootes von der Laböer Rettungsstation, die schon klar stand, atmet erleichtert auf. — Der Südweststurm, der das Wasser mit mächtigem Druck aus dem Kieler Hafen und der Bucht hinaustrieb, so daß der Wasserstand am Nachmittag des 30. Dezember 1½ Meter unter normal stand, drehte gegen Abend nach Westen und ging dann weiter nach Westnordwest herum. Ganze Stunden verlebten wir in dessen am Silvesterabend, denn drehte der Orkan weiter nach Norden, so brachte er das Wasser mit unheimlicher Gewalt zurück und eine furchtbare Überschwemmung war die Folge. Die Neujahrsnacht 1905 brachte dieselbe Erscheinung, wo die Flut infolge der plötzlichen Windexdrehung von Südwest nach Nordost unseren Ort zur Hälfte über einen Meter hoch unter Wasser setzte und überall starke Verwüstungen an der Ostseeküste anrichtete. Doch diesmal ging die Gefahr glücklich vorüber. Am Morgen des 1. Januar hatte sich der Sturm gelegt, und außer einigen geknickten Bäumen und zerstörten Telefonleitungen hatte er infolge der gestroffenen Vorkehrungen nur relativ wenig Schaden verursacht. Die Nacht vom 3. auf den 4. Januar brachte dann eine neue Auflage, und zwar mit verstärktem Orkan. Am 4. mittags, erreichte er die Windstärke 11, das ist etwa 49 Sekundenmeter. Eine weibliche Leiche unbekannter Herkunft trieb an unseren Strand, und die Trümmer eines zerbrochenen Bootes segelten über die Sandbank. Doch schon beim Schreiben dieser Zeilen, welche bei der Petroleumlampe zu stande kommen, der Sturm hat die Lichtleitung zerstört, wird es wieder ruhiger draußen.

Weit stärkere Angriffsfluten als die Ostseeküste bietet die Küste der Nordsee in unserer Provinz dem Südweststurm, da ja dort Ebbe und Flut mitwirken. Halligen- und Inselbewohner haben wieder schwere Stunden und Tage erlebt. Immer stärker sind ja mit den Jahren Dämme und Deiche geworden, und erst im vergangenen Jahr sind die Errichtung des Dammes Alandhüll-Solt und die Eindeichung des Sade-Rissen-Kooges in Angriff genommen worden und bedeuten für die Bewohner Nordfrieslands mit ihrer wechselvollen Vergangenheit Kulturarbeiten ersten Ranges. Doch die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand. Die fast 800jährige schleswig-holsteinische Chronik beweist, daß sehr oft, wenn die Küstenbewohner der Nordsee durch Errichtung von Dämmen und Deichen der Nordsee ein „Trug blauer Hans“ zuriefen, eine einzige Sturmflut die Arbeit von Jahren zunichte machte. — Im 11. Jahrhundert ging da, wo heute Ulsdom und Wollin liegen, die Stadt Vineta unter. Um das Jahr 1240 wurde ein großer Teil von Nordfriesland abgepöhl. Ferner hat die sogenannte große „Mandrenke“ im Jahre 1362 an der Gestalt dieses Landes große Veränderungen herbeigeführt. Am 11. Oktober 1634 wurden durch eine gewaltige Sturmflut im Inland ganze Wälder verweht; es sollen im damals dänisch-herzoglichen Staat an 15 000 Menschen umgekommen sein. Die Insel Nordstrand wurde damals fast vollständig überflutet und von 6500 Bewohnern wurden kaum 1500 gerettet. In den Jahren 1717, 1718 und 1825 richteten gewaltige Sturmfluten wiederum erheblichen Schaden an, in der Christnacht 1717 kamen allein in Eiderstedt 2000 Menschen um. — Dies sind einige wenige Daten aus der Geschichte der Sturmfluten an Nord- und Ostsee.

fürte, wo sich die Gelsehnisse fast immer um die Jahres-
wende in Zwischenräumen von rund hundert Jahren wieder-
holt haben. Dennoch liebt der Küstenbewohner sein Land,
und die See nimmt nicht allein, nein, sie gibt auch. In
säher Ausdauer haben die Marksbewohner getreu des
alten Spruches: „Wer nicht will diesen, mußt wieseln“, immer
wieder Deiche gebaut und verlorenes Land der See ent-
rissen. Tausende von Menschen haben in vergangenen
Zeiten tränenden Auges auf die tohenden Fluten, das
„Grab ihrer Habe“, hinausgestarrt und den ihnen liebge-
wordenen Boden verlassen müssen, denn gegen die Natur-
gewalten ist Menschenhand und Menschenwerk doch ohn-
mächtig. Hoffentlich tragen die neuen Kulturarbeiten an
den Küsten dazu bei, das Festland- und Inselbewohner
hinter ihren Deichen gesichert wohnen können, und der
tohenden See bei den schwersten Stürmen zuzufallen können:
„Truk blanter Hans!“

In der Opiumhöhle.

Von John Freeman.

Die Vorstellung, welche die meisten Menschen von einer
Opiumhöhle haben, ist gewiß falsch, denn so oft man auch
diese Bezeichnung in abenteuerlichen Büchern findet, ist diese
„fern vom Saug“, denn die Verfasser derartiger Geschichten
find fast nie in einer Opiumhöhle gewesen. Solch eine Opium-
höhle ist denn auch selten das, was wir unter einer Höhle ver-
stehen, sondern häufig ein regelrechter Raum von einiger
Ausdehnung gelegen im Erdaufschloß an der Straße. Dies ist
der Fall in jenen Ortschaften Ostasiens, wo das Opiumtrauen
nicht mit Strafe bedroht ist. Als ich die erste derartige Opium-
höhle besuchte, erblickte ich eigentlich nichts als Schläfer, die
auf Matten lagen, indes andere rauchten. Am Eingange hockte
ein kleinlicher Chinese mit häßlichem Kinnbart hinter einem
kleinen rosigelbten Lendentisch. Das verkümmerte Männ-
chen ersuchte mich knurrend, zehn (mexikanische) Dollarscents
zu entrichten.

Sahre später, als ich zum zweiten Male quer oder viel-
mehr längs durch die Wunderinsel Java fuhr, blieb ich einige
Zeit in Batavia. Ich wohnte in dem etwas höher gelegenen
Stadtteil, der Welkorend heißt und einer Gartenstadt ähnlich,
wohingegen das alte Batavia nach dem Vorbild der alten
niederländischen Städte angelegt wurde. Man findet dort
noch altertümliche Steinbauten, welche jetzt als Lauerhäuser
der tropischen Produkte verwandelt werden.

Obwohl ich selbst dem Opiumteufel bislang keinerlei
Opfer gebracht hatte, so erfaßte mich eines Abends,
als ich von einer „Nuit“, einer Festlichkeit, nach Hause fuhr,
ein unbezwingliches Verlangen, die Opiumhöhle in Batavia,
die ein Freund mir bezeichnet, aufzusuchen. Es war das
brennende Verlangen nach dem sinnbetörenden Duft des
Rauches, den ich so oft in China gespürt. Hier auf Java war
das Halten einer Opiumhöhle bei hoher Strafe verboten, so
mußte der Raum denn verdeckt gehalten werden. Nur einige
Eingeweihte wußten darum. So befaß ich denn dem stolischen
Orang Mas auf dem Rutschboden, mich nach Batavia zu
fahren. Es war eine magisch helle Mondnacht. Hohe schlank
Palmen standen stumm am Wege und warfen wunderliche
Schatten.

Nur vor dem mir bezeichneten Hause in einer vollkom-
menen menschenleeren Gasse stieg ich aus dem offenen Wagen,
fertigte den Javanen ab, ließ ihn erst einmal fortfahren und
ging dann rasch auf das Opiumhaus zu. Es war ein etwas
zurückliegender alter Steinbau aus der Zeit des großen Daen-
bels, von außen anzusehen wie einer der „Godowns“, der
Warenmagazine dieser Ortschaft. Die Tür lag im Schatten.
Ich klopfte auf besondere Weise, indem ich dreimal kurz hinter-
einander zwei Schläge gegen die Tür tat. Sie öffnete sich,
nachdem ich die berühmten „Schlurfenden“ Schritte hier tat-
sächlich vernahm. Wie ich vermutete, war es ein Chinese in
— Pantoffeln, welche der Gelbe gern trägt. Dieses, ein Mann
mit scharf geschnittenem Gesicht, hielt eine Art Öllampchen in
der bürren Hand. „Minta Koto Katala“, sagte ich, wie es
mir als Parole angegeben. Der andere sagte nichts. Ich mich
jedoch sofort weiter vortreten.

Die Tür fiel ins Schloß. Der Gelbe, voranschreitend,
führte mich nun durch einen auffallend langen, beinahe kühlen
Gang nach hinten. Dann öffnete er eine hölzerne Falltür,
welche im Fußboden eines tiefen vieredigen Raumes ange-
bracht war und stieg eine steile, jedoch durchaus nicht wacklige
oder knarrende Treppe mit mir hinauf. Diese Treppe war nur
kurz, sie hatte vielleicht sieben Stufen. Wir wandten uns um
eine Ecke. Hier fiel mein Auge auf einen großen, teuflisch
bemalten trankendsten Götzen. Vor diesem blieb mein kum-
mer Führer stehen. Ich weiß nicht, ob er einen Knopf ge-
drückt hat oder in welcher Weise er sich mit dem Götzen an-
schaffen machte, denn das unsichere Licht der kleinen Öllampe
verborg viel. Jedenfalls schob sich die Götzenfigur wie von
innerer Kraft getrieben um mehr denn Armlänge zur Seite
und — ich blatte in einen dämmerigen Raum, der hinter der
Figur lag. Scheinbar war niemand darin. Doch da näherte
sich unerbärlich und rasch ein Mensch, ein Chinese in gelbem
Seidengewand, indes mein Begleiter einen dünneren schwar-
zen Kittel trug. Der Chinese redet mich höflich auf Holländisch
an, indem er lächelnd sagte: „Komt binnen, Monbeer.“ An-
sichts der großen Heimlichkeit all des Bisherigen bereute ich
meinen nächtlichen Gang etwas, denn ich sagte mir, daß man
sein Leben nicht so verpielen soll, wie es hier leicht zugehen
könnte.

Doch diese Reue wich. Wer in Asien ist, muß mit Men-
schen leben. Immerhin — jeder faßt diesen Fall anders auf.

Das dämmerige Gemach war nur ein Vorraum. Eine
Tür führte in den Nebenraum. Dider Qualm lag in der Luft,
sener erregende, berausende Duft des Opiums. Dort saßen
Menschen auf Matten aus dünnem chinesischem Geflecht, am
Boden, andere lag ich auf langen Rohrstrahlen ausgetrock-
net. Die Atmosphäre war zum Ersticken. Die Decke war niedrig,
Petroleumlampen, jene alten Kronen früherer Zeit, hingen
hier und da von der Decke und warfen ihren rötlichen Schim-
mer auf graue Rauchscheiden. Dem dicken Chinelen, der an
der Tür vor einem runden schweren Tisch im Sinaavorettstuhl
unbeweglich lag, zählte ich fünf Gulden. Darauf händigte er
mir eine Pfeife mit plattem Kopf, ein Töpfchen mit schwarzer
oder schwarzbrauner „Salbe“, ein Metallstäbchen und ein
kleines offenes Licht. Ich nahm die Utensilien, tat, als sei
ich ein alter Kunde, schritt durch den Raum nach hinten, fand
ein leeres Lager und, ohne die Geräte zu befehen, setzte ich
mich nieder. Schweigend blatte ich in den Nebel. Nicht neben
mir lag ein Javane in alter Kleidung mit leidendem Kopftuch.
Nie sah ich einen solchen Ausdruck von körperlichem Zustand,
als in diesem Gesicht. Er war wohl aus dem Opiumrausch
erwacht. Die Augen blinnten starr und alala, er erdichtete wie
ein Paralytiker. Die Wangen namenlos knochig, eingefallen.
Nur von leudner Haut überzogen. Die Lippe hina schlapp,
willenlos herab. Lebend tot. Einer drüben stöhnte im Schlaf.
Ein paar der Besucher, darunter ein Risskna zwei Chinesen
und ein Europäer rauchten gerade. Das Einsinken des
Rauches aus der Pfeife klang wie ein röchelndes Schlürfen.
Einige Chinesen lagen wie tot am Boden. Starr. Wehe,
wenn sie erwachten. Den kurzen Augenblicken seltsamen Ver-
gessens, süßen hinüberausenden Traumens in Paradieses-
wonnen solat tagelanges Elend; bleiern die Glieder, schwer
der Kopf, erlahmt der Wille. Das Ende ist Ruin! Des Kör-
pers, des Geistes, der Seele.

Ungehindert verließ ich diesen Raum, diese wahrhafte
Opiumhöhle. Es war bereits heller Tag und die Sonne der
Tropen stand heiß im Zenit. Ich war drunten eingeäschert
und erwachte — trotz des Rauches dieser Höhle — mit leicht-
ten Gliedern und frohem Sinn. Und das ist immerhin etwas,
wenn man einen solchen Keller des Lasters verläßt.

Im Auto durch die Wüste Sahara.

Die Expedition Haardt-Audouin-Dubreuil am Tschadsee. —
2500 Kilometer in 47 Tagen. — Die wirtschaftliche Er-
schließung Innerafrikas. — Ein neuer Handelsweg nach dem
Indischen Ozean.

Die in der letzten Zeit vielgemaunte Expedition Haardt-
Audouin-Dubreuil, die auf Veranlassung des französischen
Automobilkönigs Citroen die Wüste Sahara im Automobil
durchquert hat, ist am 14. Dezember am Tschadsee eingetroffen.
Die Gelehrten waren am 28. Oktober von Colomb-Béchar,
einer Garnisonstadt im Süden von Marokko, aufgebrochen. Es
ist damit zum erstenmal gelungen, die unendliche Wüste im
Reiseautomobil zu überwinden.

Schon Bismarck hat vom Tschadsee gewußt: er nannte
ihn „Nubasee“, einen periodisch austretenden Sumpf. Im
Mittelalter erwähnt ihn Al-Buhārā als Kharlee. Die ersten
Europäer, die sichere Kunde über ihn brachten, waren Clap-
erton, Denham und Dubneg, die im Jahre 1823 in der dort-
igen Gegend Forschungsreisen unternahmen. Oberwea be-
fuhr ihn im Jahre 1851 zuerst bis zum Inlet-Archipel. Der
Tschadsee führt seinen Namen als See eigentlich zu Unrecht.
Das kumpfige, dunkle Wasser schwillt in der Regenzeit vom
Juli bis November regelmäßig an und überflutet die
Ufer. Der See liegt in einer leichten Mulde, die man an
einzelnen Stellen viele Stunden weit zu Pferde durchwaten
kann. So eignet er sich auch keineswegs zur Schifffahrt, und
selbst der Handelsverkehr der Eingeborenen findet nur zu
Land statt. Dennoch ist der Tschadsee von den europäischen
Kolonialmächten heiß begehrt worden. Deutschland, England
und Frankreich dehnten ihre Gebiete bis zu seinen Ufern aus.
Seute ist er fast ganz in französischem Besitz.

Die Vorliebe der Europäer für diesen Wüstenumpf hat
ihren guten Grund. Der Tschadsee ist der Sammelpunkt der
großen Verkehrsadern Afrikas, durch die dem schwarzen Erd-
teil, der heute noch im Schlaf dahindämmert, einmal neues
Leben zugeführt werden kann. Wenn erst die notwendigen
Bewässerungsanlagen vorgenommen sein werden, wird sich
für diesen Himmelsstrich eine neue Zukunft wirtschaftlichen Auf-
schwungs eröffnen. Besonders günstige Aussichten bietet die
Entwicklung der Baumwollkulturen. Bisher war der Tschad-
see ein von aller Welt abgeschlossenes Gebiet. Im Norden
wehrte die unendliche Wüste, im Süden hinderten grobe
Wälder den Zugang. Die Erschließung dieses artunreichten
Gebiets ist daher in erster Linie eine Frage des Verkehrs.
Nachdem es nun gelungen ist, im Automobil die Wüste zu
durchqueren, ist der Bann gebrochen, der sich um diese Einsam-
keit gewoben hatte. Zu diesem Zweck hat sich private Initia-
tive bereitgefunden, ein bedeutendes Werk, das für die Ent-
wicklung Afrikas von unabsehbarer Bedeutung ist, durchzu-
führen. Deshalb beschränkt sich die Expedition nicht darauf,
einen historischen Rekord aufzustellen. Ihre Ziele sind weiter
gesteckt. Es soll die Verbindung zwischen den drei großen
afrikanischen Flüssen hergestellt und dem Verkehr nach dem
Indischen Ozean ein neuer Weg erschlossen werden. Technik

Geographie, Zoologie, Ethnographie, Medizin, und was bei einer solchen Untersuchung natürlich nicht fehlen darf, die Kinematographie, arbeiten Hand in Hand. Vom Schabalee aus wird die Expedition ihren Weg nach Süden fortsetzen, wo zunächst die am Schari gelegenen Vörs besucht und dann der Abgang, ein Nebenfluß des Kongo, erreicht werden soll. In diesem Gebiet sollen besondere wissenschaftliche Forschungen angestellt werden. Dann wird sich die Expedition nach Stanleyville in Belgisch-Kongo begeben.

Damit dürfte die Verbindung zwischen dem Niar und dem Kongo vollendete Tatsache sein. Es bleibt nur noch übrig, quer durch den Sudan die Verbindung mit dem Nil aufzunehmen. Als Reizeziel ist die alte französische Kolonie Dschibuti an der Küste des Indischen Ozeans gedacht. Aus dieser Reiseroute ist zu ersehen, welche Bedeutung dieser Erkundungsfahrt zukommt. Sie wird nicht nur den Forschern neue Wege erschließen, sondern auch die Ausbeutung Zentralafrikas ermöglichen, das unermessliche Reichthümer und große mineralische Schätze birgt. Es handelt sich vor allem darum, den Mittelpunkt des dunklen Erdteils, der trotz allen hochbedeutenden Forschungsergebnissen im ganzen doch noch unbekanntes und ungenutztes Land ist, der Kultur zu öffnen. Der Ackerbau wird ein ausgedehntes Betätigungsfeld vorfinden und reichen Nutzen aus dem Boden ziehen. Der Mischkaffee, die die Entwicklung der Baumwollkulturen in großem Ausmaß bietet, ist schon Erwähnung getan worden. Dort gedeiht in reicher Fülle der Olivenbaum, und die industrielle Auswertung des Burgau-Grases, aus dem die Eingeborenen seit langem auf primitive Weise Alkohol herstellen, wird in dieser an Brennstoff armen Gegend günstige Bedingungen für die praktische Verwendung im industriellen Betrieb bieten.

So gewinnt das kühne Vordringen der Automobile, die das unendliche Sandmeer überwunden haben, eine ganz besondere Bedeutung für die Zukunft Afrikas, und Wirtschaft und Wissenschaft werden sich von den weiteren Ergebnissen dieser Gelehrten-Expedition das Beste verschreiben dürfen.

Die Rückkehr zum Ewig-Weiblichen. Wenn die elegante Frau am Anfang dieses Jahres des Heils 1925 prüfend in den Spiegel sieht, so erblickt sie darin eine knabenhafte Frau mit einem „Bubentopf“, mit gemalten Augenbrauen, vom Lippenstift purpurn gefärbten Mund und einem röhrenartigen Rod, der kaum über die Knie geht. Ihre Großmutter würde sich vor einer solchen Erscheinung wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns befremdet haben. Wie wird die Dame aussehen, wenn sie zu Anfang des Jahres 1926 wieder in den Spiegel schaut? Wird sie noch eine ebensolche Karikatur eines Jungen erblicken? Wenn auch der Spiegel ihr nicht die Zukunft zeigen kann, wie es die Sagen vom Zauber Spiegel berichtet, so mag doch die neue Mode, die sich jetzt zu regen beginnt, eine Prophezeiung ermöglichen. Schneider und Modistin, Schönheitspezialisten und Modefreunde stimmen alle darin überein, daß die nächsten Monate uns eine beginnende Rückkehr zum Ewig-Weiblichen in der Mode bringen werden. Da ist zunächst der größte Stein des Anstoßes, der Bubentopf. Daß er im Jahre 1925 ganz verschwinden wird, dürfte ausgeschlossen sein, denn dazu ist die Mode zu verpörrt, zu sehr eingewurzelt. Aber jene glattrasierten Hinterköpfe, die das ganz besondere Mißfallen der Männer erregen, dürften verschwinden. Die Haare der Damen werden wieder in dichten Locken fallen, die leicht mit dem Kamm geordnet werden können, und um diese vollere Frisur werden sich weiche Hüte schmiegen. Die andere große Frage ist die der Taillelinie. An die Stelle der geraden, die weiblichen Formen verdeckenden Silhouette tritt in den neuesten Modellen zum mindesten die Andeutung einer Kurve, und im Frühling werden Kleider getragen werden, die wenigstens auf einer Seite eine leichte Rundung haben. Aller Anfang ist schwer, und so buchtet man zunächst einmal die eine Seite aus, damit sich die Frau wieder an jene Rundungen gewöhnt, die sie jetzt so sorgfältig verbißt. Alle Versuche, Kostüme der Vergangenheit, wie das Directoire, einzuführen, hatten bisher nur wenig Erfolg. Aber die gerade Linie wird jetzt wieder durch Draperien unterbrochen. Dazu kommt das Spitzenjabot des Rokoko, die überaus weibliche Mode der langen Öhringe, der anmutigen Schals, das alles sind Zeichen, daß sich doch in der permännlichen Frau die Sehnsucht regt, in ihrer Kleidung wieder mehr das Weibliche zu betonen. Sogar die schwarzen Strümpfe, die jetzt mehr und mehr in die Erscheinung treten, dürften dazu beitragen, die Wirkung des kurzen Rodes zu mildern, denn die Beine werden dadurch nicht mehr so stark akzentuiert wie durch die hellen und fleischfarbenen Strümpfe, die bisher üblich waren. Ebenso ist die große Schminke im Verfall. Wir hören — wenn auch ein wenig ungläubig — daß die Pariserin dem Lippenstift Valet sagt und auch sein „Rouge“ mehr auf die Wangen legen soll. Jedenfalls hat die „Aufmachung des Gesichts“ wie sie in diesem Jahr üblich war, ihre Zukunft in der Mode verloren. Man will auch wieder die langen über den Ellbogen hinausreichenden Abendhandschuhe einführen, und so hat die neue Mode mancherlei Mittel bereit, um der Dame die Rückkehr zum Ewig-Weiblichen zu erleichtern.

Adamskostüm für die Tropen. Die Kleidung oder vielmehr Nichtkleidung, die Adam und Eva im Paradies trugen, wird von einem in Indien wirkenden englischen

Professor B. F. Tyson allen Weissen dringend anempfohlen, die sich in tropischen Ländern akklimatisieren wollen. Wie er in einem Aufsatz der „Nature“ ausführt, hängt das Wohlbefinden in heißen Ländern in sehr hohem Maße von der Lebensweise und Kleidung ab. Der Indier, der gewöhnlich nur einen Lendenschurz anlegt, ist den klimatischen Bedingungen viel besser angepasst als der Europäer, selbst wenn er die dünnsten weißen Kleidungsstücke anlegt. Frauen leiden noch mehr als Männer in den Tropen, weil sie das Schamgefühl in stärkerem Maße an Entblößung verbinde. Nach der Ansicht Taylors wird der Europäer nur dann die Tropen wirklich erfolgreich kolonisieren können, wenn er zu den Anschauungen Adams und Evas zurückkehrt, das Vorurteil abwirft, daß die nackte Haut unanständig sei und ganz so wenig bekleidet erscheint, wie es die Eingeborenen in den heißen Ländern sind.

Ein Baum, der Menschen frisst. Ein amerikanischer Forschungsreisender, Dr. Salomon Osborn, hat kürzlich unter dem Titel „Madagaskar, das Land der menschenfressenden Bäume“ eine Reisebeschreibung veröffentlicht, in der er erzählt, wie er überall unter den wilden Stämmen der Insel auf sonderbare Wesenden traf, die zu erzählen wußten, daß es weit in den Dschungeln einen Baum geben soll, der sich von Menschen nährt. Zwar gibt der Amerikaner zu, daß er selbst niemals einen solchen Baum gesehen habe, aber die Mehrzahl der Missionare, die er darüber befragte, hätten erklärt, daß es diesen Baum wirklich gäbe. Die zahlreichen übereinstimmenden Erzählungen deuten ja auch darauf hin, daß dieses Wunder der tropischen Pflanzenwelt nicht nur ein Phantasieerzeugnis ist. In dem erwähnten Buch wird auch ein Brief des Botanikers Liche wiedergegeben. Liche gibt eine Beschreibung des Baums und sagt, daß er selbst Zeuge eines religiösen Aktes gewesen sei, bei dem die Mitglieder eines Eingeborenentamms dem fürchterlichen Baum einen Menschen geopfert hätten. Manche Stämme betrachten ihn sogar als eine Gottheit und sorgen dafür, daß der Hunger des Raubtierbaums gestillt wird. Nach Liche ähnelt der Stamm des Baums einem riesengroßen Lannenzapfen, von dessen Spitze sich vier unglaublich große Blätter zur Erde senken. Diese Blätter sind vier Meter lang und einen Meter breit, hart wie Leder und zwanzig bis vierzig Zentimeter dick. Die Oberseite ist mit großen spitzen Dornen versehen. In der Krone des Baums sitzen zahlreiche Blüten, aus denen beständig ein stark duftender, fast betäubender Saft tropft. Liche will nun mit eigenen Augen gesehen haben, wie ein Volkstamm eine Frau zwang, an dem Baum hinaufzuklettern und aus einer der fassensähnlichen Blüten zu trinken. Kaum hatte sie eine der Blüten berührt, so erhoben sich die vier großen Blätter und schlossen sich um sie zusammen. Dann blieben sie zehn Tage lang geschlossen, und als Liche einige Tage später an dem Baum vorbei ging, lagen auf dem Boden einige Knochen wie eine Erinnerung an das Menschenopfer, das man dem unheimlichen Baum gebracht hatte.

Duftlose Blumen. Mit den heraufenden Wohlgerüchen der Kinder Floras, die die Poeten in allen Tonarten preisen, ist es in Wirklichkeit gar nicht so weit her. Denn nach den neueren Feststellungen der Wissenschaft ist die Zahl der Blumen, denen ein mehr oder minder intensiver Wohlgeruch zu eigen ist, in Wahrheit herzlich gering. Befinden sich doch unter 4110 bekannten und gezüchteten Arten nur 400 Blumen, deren Geruch wahrnehmbar ist, und darunter sind noch an die 50, die übel riechen. In überwiegender Mehrzahl gibt es weiße Blumen. Von diesen entfällt auf 1174 verschiedener Arten nur eine wohlriechende. Unter 951 gelben Blüten zählt man 77 duftende, unter 828 roten 84, unter 594 blauen 31, unter 328 violetten 18 und unter 240 gemischtfarbigen 28 wohlriechende. Man kann daher sagen, daß auf je 10 Blumen im Durchschnitt kaum eine duftende kommt.

Die Schnelligkeit der Bakterien. Die Wissenschaft beobachtet beständig mit großem Interesse die Lebensweise der Bakterien. Man hat auch schon herausgefunden, daß den Bakterien ein großer Wandertrieb innewohnt, daß aber bei den einzelnen Arten sehr große Unterschiede in der Schnelligkeit bestehen. Auch im Bakterienreiche gibt es Schneden und Rennpferde. Manche Arten bewegen sich nur sehr langsam, andere fahren sehr behende hierhin und dorthin, noch andere durchschneiden das Beobachtungsfeld so rasch, daß sie pießschnell zu fliegen scheinen. Die durchschnittliche Schnelligkeit einer Bakterienart kann man annähernd feststellen, wenn man sich bemüht, in einem nur wenige Keime enthaltenden schwabenden Tropfen die Laufbahn der einzelnen Wesen zu verfolgen, die das Feld möglichst im Durchmesser durchqueren. Auf Grund zahlreicher Beobachtungen sagt der italienische Forscher Sanarelli, daß der Cholerabazillus im Durchschnitt 0,125 Millimeter in der Sekunde, d. h. 7,5 Millimeter in der Minute oder 45 Zentimeter in der Stunde zurücklegt. Er erwies sich als weit schneller als jede andere Mikrobe.